

Stephanie Coontz ist Historikerin und Familienforscherin am Evergreen State College im US-Bundesstaat Washington. Außerdem ist sie Mitglied des Council on Contemporary Families (based at the University of Illinois at Chicago). Ihre historischen Forschungen und Buchveröffentlichungen zum

amerikanischen Familienleben, zur Ehe und Rolle der Frauen überraschten die US-Gesellschaft immer wieder. In ihrem 1992 erschienenen Buch *The Way We Never Were: American Families and the Nostalgia Trap* räumte sie mit einigen Mythen rund um die Institution Familie auf.

Die Familie, die wir niemals waren

Wie das Fernsehen das Familienbild prägt



Eine Ihrer Thesen im Buch lautet: Das Bild der Menschen von Familie ist hauptsächlich durch das US-amerikanische Fernsehen geprägt. Sehen Sie das bis heute noch immer so?

Davon bin ich überzeugt. Ich denke, seit dem kommerziellen Beginn des Fernsehens in den 1950er-Jahren mit all den Familienserien formte es enorm das Bild der Leute von Familie. Das war vor allem bis in die 1960er-Jahre so: Es gab nur wenige Fernsehsender, und sie wollten eine große Masse erreichen. Heute versucht das Fernsehen, vielfältiger zu sein, doch auch das findet immer noch konservativ statt. Das da auf dem Bildschirm erscheint den Menschen als die Norm. Und wenn die eigene Familie dieses Ideal nicht erreicht – was nun mal sehr oft der Fall ist –, glauben sie, dass etwas mit ihnen nicht in Ordnung ist.

Das heißt, Menschen verhalten sich entsprechend den telemedialen Vorbildern?

Ich weiß nicht, ob sie sich so verhalten, denn die Anforderungen im richtigen Leben, im Alltag verhindern schon, sich wie eine Fernsehfamilie verhalten zu können. Das Problem besteht eher an der Stelle, wenn die Leute denken, sie müssten sich eigentlich so verhalten. Noch schlimmer ist dann der Gedanke: „Die anderen schaffen das doch auch!“ Familien versuchen in der Regel, nach außen gesünder zu wirken, als sie es eigentlich sind.

Das bedeutet also: Das Fernsehen zeigt ihnen ständig, wie sie zu sein haben?

Ja. Und damit übt das Fernsehen einen enormen Druck aus. Der Beginn liegt in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als das Fernsehen kommerzialisiert und zum Massenmedium geworden ist und immer mehr traditionelle Familienserien ins Programm brachte.

Aber gerade, weil so viel Familie damals ins Fernsehen kam, hätte man doch vielfältige Konstellationen zeigen können. Wo liegen die Gründe, dass die Fernsehindustrie dieses zementierte Bild des Familienlebens so sehr propagierte?

Es gab damals nur drei Kanäle, alle drei standen in einem enormen ökologischen Wettbewerb zueinander; und alle drei wollten eine möglichst hohe Zahl an Zuschauern erreichen. Also sprach man direkt die weiße Mittelschicht an, alles wurde auf diese Zielgruppe hin ausgerichtet. Denn auch das muss man sagen: Wir hatten damals in den USA eine sehr viel homogenere Gesellschaft als heute. Es gab wenig Immigration, Diversität war kaum bekannt. Es wurde einzig schwarz-weiß gedacht. Und zwar buchstäblich in Form von krasser Segregation. Es gab keine Notwendigkeit für Nischenprogramme, Nischen waren keine wichtigen Zuschauerzielgruppen bei drei Kanälen. Die Kaufkraft der weißen Mittelschicht und das Ausmaß der Segregation blendeten die schwarzen und Latino-Familien medial nahezu aus. Daraus resultierte ein totales Weißwaschen von Familienleben im Fernsehen. Hingegen gab es im Radio noch vor und während des Zweiten Weltkrieges eine Menge diverser und ethnisch verschiedener Sendungen.

Woran machen Sie diesen Nachhall fest?

Heutzutage gibt es im US-amerikanischen Fernsehen ja tatsächlich zwei vorherrschende Arten der Darstellungen von Familien: zum einen diese entgleisten Familien aus den Realityshows. Diese Sendungen gibt es, damit die echten Familien sagen können: „Zumindest sind wir nicht so schlimm!“ Das macht den Reiz dieser Form von Fernsehen aus. Das gibt es aber erst seit ungefähr 20 Jahren. Und dann gibt es weiterhin die idealisierte und stereotypisierte Darstellung von Familie, die uns denken lässt: „So eine tolle Familie, leider sind wir nicht so! Ich wünschte aber, wir wären so!“

Hat also die Werbeindustrie die glückliche weiße Mittelschichtsfamilie geformt?

Da haben Werbetreibende und Fernsehmacher gut zusammengearbeitet. Die Werbeagenturen suchten Sendungen, die die größtmögliche Zuschauerschaft ansprachen. Also sollten die Leute bloß nichts Unbequemes oder Ungewohntes zu sehen bekommen. Die Serien aus den 1950er-Jahren und die Werbung dazu sind eine einzige große, lang gestreckte Werbung für das „gute amerikanische Leben“, das damals propagiert wurde: Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es einen neuen Wohlstand und eine erhöhte Zahl an Vater-Mutter-Kind-Familien, in denen die Männer das Geld verdienten und sich die Frauen zu Hause um die Kinder kümmerten. Das war aber tatsächlich neu und hatte vorher keine große Tradition in den USA. Jetzt sahen die Leute ein Vororthaus, den weißen Gartenzaun und zwei Autos als das höchste Lebensziel an. Die Löhne stiegen, jeder – Weiße – konnte Teil dieser Mittelschicht werden, in der die Ehemänner morgens in die Stadt fuhren, um das Geld zu verdienen, die guten Housewives ihr Leben den Kindern und der Ehe widmeten – und alle zusammen, inklusive der Kinder, fleißig konsumierten. Die meisten Fernsehsendungen damals bewarben dieses Leben und erklärten, wie man es erreichen konnte und wie man dabei auszusehen und sich zu verhalten hatte, wenn man dort angekommen war. Bestes Beispiel ist die Comedyserie *Leave it to Beaver* (USA 1957 bis 1963, deutscher Titel: *Erwachsen müsste man sein*): In über 200 Folgen werden hier die Klein-Klein-Probleme einer Suburb-Familie verhandelt. Es ist nie wirklich schlimm, es ist nie wirklich aufregend oder anders. Schauen Sie sich mal ein paar Folgen bei YouTube an. Das ist interessant! Es gibt eine Menge über das Familienideal der 1950er- und 1960er-Jahre zu lernen. Aber glauben Sie nicht, dass das den Realitäten entsprach! In den 1970er- und 1980er-Jahren brach dieses medial vermittelte Bild ein wenig ein. Aber das war die prägende Zeit des amerikanischen Fernsehens – und bis heute hallt sie nach.

Gibt es aktuelle Serien, die einen für Sie interessanten Blick auf Familie werfen?

Einige der modernen Dramaserien im Kabelfernsehen tun das. Serien wie *Six Feet Under* (USA 2001 bis 2005) z. B. oder auch *Breaking Bad* (USA 2008 bis 2013) liefern einen realistischeren Blick auf die amerikanische Familie. Sie verhandeln Streitigkeiten, Enttäuschungen und Einschnitte. Dieses bewusste Brechen mit den tradierten realitätsfremden Darstellungen tut beim Zuschauen nicht selten richtig weh. Das ist gut so! Doch vor allem ist ein Blick auf das immer noch beliebte Genre der Sitcoms interessant, denn sie versuchen weiterhin, ein Massenpublikum zu erreichen, wollen dabei zwar innovativ und einzigartig sein, gleichzeitig aber auch nicht zu sehr anecken. Sehr erfolgreich ist z. B. eine Serie mit dem bezeichnenden Titel *Modern Family* (USA seit 2009). Eine sehr lustige Serie, aber die dargestellten Familien sind alles andere als modern. Gezeigt werden drei untereinander verwandte Kleinfamilien: Die beiden heterosexuellen Familien haben nicht berufstätige Mütter und reproduzieren den gut meinenden, aber unbeholfen agierenden Familienvater. Genauso wie schon der *Dad in Leave it to Beaver*. Und das homosexuelle Paar ist auch sehr stereotypisiert. Wie gesagt, ich mag die Serie, aber auch sie zeigt wieder angebliche Realitäten, die so kaum für amerikanische Familien existieren. Und das, obwohl der Name *Modern Family* das ja eigentlich impliziert. Das ist schlau gemacht: Von außen wirkt die Produktion divers und wenig normativ, am Ende ist sie es aber doch und bleibt damit massentauglich.

Einen interessanten Blick auf die Entwicklung der amerikanischen Familie in den 1960er-Jahren ist das US-Drama Mad Men.

Mad Men (USA 2007 bis 2015) läuft tatsächlich außer Konkurrenz, denn ich verstehe die Serie eher als fiktionale Dokumentation der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Serie erzählt mit einem so enormen Realitätsgrad von damals, das ist schon sehr besonders. Mein Buch *Marriage, a History. How Love Conquered Marriage* kam ungefähr zu dem Zeitpunkt heraus, als Mad Men startete. Daraufhin habe ich noch einmal mit einigen Interviewpartnern über ihre Ehen in den 1950er- und 1960er-Jahren gesprochen: Fast alle Frauen sagten, dass sie es nicht ertragen würden, die Serie anzuschauen, weil sie so lebendige Erinnerungen zurückbrächte. Aber sie waren auch sehr froh, dass ihre Töchter und Enkelkinder die Serie gucken und so verstehen können, was sie damals durchgemacht haben. Ich habe dann für die „Washington Post“ einen Artikel geschrieben, der mit *Why Mad Men is TV's most feminist show* (Anm. d. Red.: „Washington Post“, 10.10.2010) überschrieben wurde. Als Reaktion habe ich auch viele Briefe von Männern bekommen, die über den damaligen Sexismus schrieben und bestätigten, wie es damals in den engen Vorstellungsräumen von Ehe, Familie und Beruf ablief.

Das Thema „Familie“ war und ist zumindest immer ein wichtiges Thema im Fernsehen. Das wird auch so bleiben?

Familie ist der Ort, an dem wir unsere ersten Eindrücke von der Welt bekommen. Es ist der Ort, wo wir unsere engsten Beziehungen und unsere intensivsten Unstimmigkeiten und Enttäuschungen erleben. So ist es nicht verwunderlich, dass Familie immer und immer wieder sowohl in Dramen als auch in Komödien verhandelt wird. Familienrealitäten verändern sich stetig: es wäre auch unfair zu behaupten, dass das Fernsehen sich dem nicht angenommen hätte: Seit den 1990er-Jahren haben die Serien z. B. berücksichtigt, dass das Heiratsalter steigt und das Alter sexueller Reife gesunken ist. Auch, dass nach dem Ende der breiten Entstehung von weißen Vorortfamilien Ersatzkonstellationen entstanden sind. Eine Serie wie *Friends* (Anm. d. Red.: erfolgreiche US-Sitcom in den 1990er-Jahren um eine Clique junger Erwachsener in New York) zeigte das damals: Junge Leute leben zusammen, haben mehrere Beziehungen, heiraten vielleicht nie. Eigentlich hätte *Friends* damals auch schon *Modern Family* heißen können.

Tatsächlich porträtieren viele Serien das Familienthema, ohne vordergründig eine Familie zu zeigen, richtig?

Ja, in manchen Polizeiserialen haben wir z. B. deutliche Familienkonstellationen auf dem Revier: Es gibt die väterlichen Figuren, die rebellischen Teenager usw. Bei den Serien über Freundschaften wie *Friends* wird es noch deutlicher. In großen Abschnitten der Menschheitsgeschichte war der Begriff „Liebe“ nicht exklusiv für die Kernfamilie reserviert. Auch in Europa und den Vereinigten Staaten wurde der Begriff eben für Freunde, Nachbarn, Kollegen, Gott etc. verwendet. Es gab nicht diese Vorstellung, dass man alles Glück in einer in sich geschlossenen Kernfamilie findet. Dieses Ideal wurde in der westlichen Welt erst in der Nachkriegszeit immer stärker propagiert, als die Menschen mobiler wurden und sich immer mehr vom Netzwerk einer Großfamilie entfernten. Daraus entstand die Vorstellung davon, in der Kleinfamilie alle Genugtuung zu bekommen. Es gab dann eine Phase, in der es normal war, dass junge Leute direkt aus der Familie heraus, in der sie aufgewachsen sind, ihre eigene Kleinfamilie gründeten. Es lag höchstens noch eine kurze College- oder Militärphase dazwischen, aber das war der standardisierte Bewegungsablauf. Jetzt, wo das Heiratsalter wieder steigt, es mehr Vielfalt in den Familienkonstellationen gibt, sehen die Leute, dass es mehr emotionale Bindungen gibt als nur die in der Kleinfamilie. Es ist also nicht verwunderlich, dass Menschen Freunde als Familie verstehen. Und das erklärt auch den damaligen Erfolg einer Serie wie *Friends*. Ich denke, insgesamt sind wir da ein bisschen weitergekommen. Aber ich bin nicht überrascht, dass Familie weiterhin das Zentrum von Erzählungen darstellt. Die Frage ist natürlich immer, wie wir Familie definieren.

Das Interview führte Hendrik Efert.